

Psychoanalytische Ausbildung – eine utopische Vision ihrer Zukunft

Helmut Thomä

„[...] wer auch immer sich mit dem Problem der psychoanalytischen Ausbildung befasst, bekommt es unvermeidlich mit der Frage nach der Zukunft der Psychoanalyse zu tun.“

Paula Heimann 1968, S. 528

Das dreigeteilte Ausbildungsmodell

Die Mängel gängiger psychoanalytischer Ausbildungsmodelle sind seit Langem bekannt – mindestens seit Balints kritischen Beiträgen aus den Jahren 1948 und 1954. Nach der Zerstörung des Berliner Psychoanalytischen Institutes durch die Nationalsozialisten verkümmerte Freuds und Eitingons Konzept zu einem dreigeteilten Ausbildungsmodell ohne systematische Forschungsorientierung und ohne kostenfreie klinische Behandlung für die Patienten. Schon 1948 klagte Balint über diese Verarmung:

„Die ursprüngliche Idee: Psychotherapie für die breiten Massen [...] ging in den Jahren ihrer Entwicklung vollständig verloren. Der Vorwurf gegen uns Analytiker, dass wir uns darum reichlich wenig sorgen, ist gerechtfertigt und es ist nur eine angemessene Folge, dass die Therapie der Massen mehr und mehr in andere Hände übergeht und möglicherweise – zu Recht oder zu Unrecht – ganz ohne uns erledigt wird. Dasselbe gilt für das zweite ursprüngliche Ziel der Institute, für die Forschung. Die Ergebnisse in dieser Hinsicht sind so mager, dass sie kaum der Rede wert sind. Die einzige Ausnahme von dieser traurigen Bilanz ist vielleicht das Chicago Institute.“ (Balint 1948, S. 168, aus dem Englischen übersetzt von Andrea Lammers [A. L.]

Balints frühe Hinweise auf Mängel und die Einseitigkeiten der Ausbildung sind seither durch eine lange Reihe von Publikationen erweitert worden.¹ Die Auswirkungen waren jedoch minimal.

¹ Auchincloss & Michels 2003; Berman 2004; Bruzzone et al. 1985; Cremerius 1989; Ermann 1993; François-Poncet 2009; Kappelle 1996; Kächele & Thomä 2000; Kernberg 1986, 1992, 1996, 2000, 2001, 2006/2007, 2008; Lothane 2007; Morris 1992; Rees 2007; Target 2001, 2002; Thomä 1991a/b, engl. 1993, Thomä & Kächele 1999; Wallerstein 2007, 2009a

Moniert wird besonders der Mangel an Forschung und die damit zusammenhängende Dogmatisierung. Als Beispiel ziehe ich die Situation in den USA heran, da sich im Vergleich zu anderen psychoanalytischen Vereinigungen die American Psychoanalytic Association vermehrt um Evaluierungen bemüht hat. Zu den „am wenigsten erwarteten Ergebnissen“ einer Umfrage, die Morris (1992) durchgeführt hat, gehörten die folgenden:

„In keinem der 28 Institute der Amerikanischen Psychoanalytischen Vereinigung ist es üblich, dass Lehranalytiker oder auch nur Nachwuchslehrkräfte in fortlaufenden Fallkonferenzen anwesend sind, auch wenn die Lehrenden vielleicht kurze Vignetten klinischen Materials in ihren anderen Kursen präsentieren. Vielmehr ist es üblich, dass Kandidaten neueres oder aktuelles Material bei solchen Konferenzen vorstellen, wobei aber kein einziges Institut, das geantwortet hat, das Ziel verfolgt, einen Einzelfall vom Anfang bis zum Schluss zu verfolgen. Das heißt, dass die einzige vollständige Analyse, die einE KandidatIn in ganzer Länge durchlebt, seine oder ihre eigene ist.“
(Morris 1992, S. 1200, *übersetzt von A. L.*)

Morris bedauert, dass

„Loewalds Ermunterung aus dem Jahr 1956, erfahrene Lehrende sollten ihr Fallmaterial Studierenden vorstellen, nicht verwirklicht wurde, sondern heutige Kandidaten sogar immer weniger die Möglichkeit haben, an fortlaufenden Falldiskussionen oder -supervisionen bis zum Ende teilzunehmen und davon zu profitieren.“ (Ebd., S. 1209, *übersetzt von A. L.*)

Leider wird nun klar, dass dem Lehrlingsmodell in der psychoanalytischen Ausbildung ein überaus wichtiger Teil fehlt: des Meisters vorbildhafte Demonstration einer psychoanalytischen Behandlung vom Beginn bis zum Ende.

Die Defizite der meisten Institute können nicht durch gewisse Verbesserungen des „Kern-Curriculums“ behoben werden, auf die Morris offenbar sein optimistisches Urteil stützt, die psychoanalytische Ausbildung sei „lebendig und gesund“ (ebd., S. 1207). Natürlich ist sie am Leben, da sie ja existiert – aber gesund? Wenn ein gesundes Leben Wandel und Fortschritt meint und nicht etwa Stagnation oder sogar Rückschritt, dann geht es der psychoanalytischen Ausbildung keineswegs gut. In der Tat war von 1960 bis 1990 ein verdächtiger Rückgang der durchschnittlichen Kandidatenzahl von 60 auf 24 pro Institut zu verzeichnen, während die Zahl der Institute der American Psychoanalytic Association sich in dieser Zeitspanne von 14

auf 28 verdoppelte. Die Gesamtzahl der Kandidaten stieg also schon damals nicht im gleichen Verhältnis an. 1960 waren es 888 (allesamt Ärzte), 1990 dann 1051 (davon 17–20 % Nicht-Mediziner). Die Ära des Niedergangs begann aber erst danach, wie wir später sehen werden.

Das dreigeteilte psychoanalytische Curriculum – persönliche Analyse, Seminare, Supervision – ist auffallend weit entfernt von der klassisch akademischen Triade „Forschen, Lehren, Heilen“, die Freud bevorzugte. In den 1950er Jahren klagte Knight in seinem Aufsatz „Der gegenwärtige Zustand der organisierten Psychoanalyse in den Vereinigten Staaten“ über die Folgen bestimmter Vorschriften für die Lehranalyse. Er stellte ganz unverblümt fest: „[...] es kann passieren, dass unsere Vorschriften den Nachschub an forschenden Psychoanalytikern austrocknen“ (Knight 1953, S. 215). Diese Einschätzung trifft immer noch auf fast alle Institute der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung (IPV) zu. Morris' Untersuchung bestätigt auch nochmals, dass das dreigeteilte psychoanalytische Curriculum keinerlei Forschung enthält. Die narzisstische Fehlinterpretation von Freuds Junktim-These machte aus jedem praktizierenden Psychoanalytiker einen „Forscher“; aus der Suche nach Wahrheit wurde Forschung – wenn auch nur auf dem Papier.

Mit dieser Gleichsetzung konnte die IPV ihren Anspruch, für das Erbe Freuds in vollem Umfang zuständig zu sein, nicht einlösen. Im Gegenteil: Diese Position diene nicht zuletzt der Kontrolle all dessen, was die Psychoanalyse kennzeichnet. Aus der Not wurde die Tugend gemacht, das „reine Gold“ sei in Freuds Junktim-Behauptung schon gefunden worden. Es ist also kein Wunder, dass die Programme der IPV-Kongresse wegen ihres Hypothesen generierenden Reichtums stets anregend, aber bezüglich ihres „context of justification“ enttäuschend waren. Bis weit in die 70er Jahre konnten bei IPV-Kongressen kaum Forschungsfragen diskutiert werden; das erste Treffen einer forschungsorientierten Gruppe auf einem IPV-Kongress fand 1981 in Helsinki statt. Die Ankündigung des ersten internationalen Ulmer Workshops zu Psychoanalytic Process Research (siehe Dahl, Kächele & Thomä 1988) vor dem 34. IPV-Kongress in Hamburg 1985, die das lokale Organisationkomitee in das offizielle Programm aufgenommen hatte, musste auf Anordnung des damaligen IPV-Präsidenten Limentani gestrichen und das Programm deshalb neu gedruckt werden. Seit 1985, also seit der Präsidentschaft von Robert Wallerstein, wurden in der IPV dann große Anstrengungen gemacht, das enorme Defizit an Erforschung des „Mutterbodens“ der analytischen Therapie zu beheben.

1990 initiierte Sandler eine Forschungskonferenz, die unter anderem ein Research Training Program (RTP) ins Leben rief, um Psychoanalytiker qualitative und quantitative

Forschungsmethoden zu lehren. Gleichzeitig setzte sich aber der Stil der Controversial Discussions² fort: Jetzt wurde akademisch verwurzelten Psychoanalytikern vorgeworfen, sie würden ja „nur quantitative, positivistische, empirische“ Forschung betreiben. Systematische Forschung, die Klarheit in diese Debatten hätte bringen können, war entweder nicht erwünscht oder nicht möglich. Cooper (2008) beschreibt die langfristigen Folgen der nichtakademischen Geschichte der psychoanalytischen Bewegung:

„Indem sie Freud imitierten, ihn aber zutiefst missverstanden, haben die meisten psychoanalytischen Ausbildungsprogramme darin versagt, eine Ausbildung anzubieten, die Grundkenntnisse der Forschung umfasst – wie man sie durchführt, wie man einen Forschungsbericht liest und beurteilt. Das hat ganz enorm zum heutigen intellektuellen und wissenschaftlichen Statusverlust der Psychoanalyse beigetragen.“
(Cooper 2008, S. 8, *übersetzt von A. L.*)

Die Forschungsdefizite betreffen im Übrigen auch alle psychoanalytischen Institute außerhalb der IPV. Und sie wirken sich indirekt auch auf die professionelle Kompetenz niedergelassener Analytiker aus. Es geht hier übrigens nicht darum, alle Psychoanalytiker zu Forschern auszubilden, sondern vielmehr darum, klinisch tätige Analytiker mit den Forschungsproblemen vertraut zu machen, wie dies unter anderem von Cooper gefordert wird, um „die Lücke zwischen psychoanalytischer Forschung und Praxis“ (Luyten et al. 2008) zu schließen.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs hat sich die welthistorische Lage so verändert, dass sich auch für die Psychoanalyse neue Räume eröffneten, etwa in den Ländern des ehemaligen Ostblocks, der Sowjetunion und in China³. Mit der Globalisierung ist die IPV erstmals in ihrer Geschichte bezüglich der psychoanalytischen Ausbildung flexibel geworden, wie im Kontext des „East-European Institute für Psychoanalysis“ sichtbar wurde. Bedenklich ist jedoch der „Prozess der Babelisierung“, wie ihn Jiménez (2009) beschrieben hat. Gleichzeitig mit der Öffnung und zunehmenden Flexibilität der IPV haben sich, auch ideologisch bedingte,

² Meines Erachtens ist die gegenwärtige tiefe Krise der Psychoanalyse, die mit früheren keineswegs vergleichbar ist, durch eine Fortsetzung und weltweite Ausdehnung der historischen Controversial Discussions verursacht, zugleich aber auch durch wissenschaftlich begründete Argumente, also True Controversies, wie sie von Bernardi (2002) und Eizirik (2006) beschrieben werden. Wie bei den historischen Controversial Discussions geht es bei den heutigen um die großen Fragen, wer und welche Schule die psychoanalytische Wahrheit besonders rein vertritt. True Controversies haben ein weit bescheideneres Ziel: Sie beschränken sich darauf, plausible, therapeutisch nachweisbare Zusammenhänge empirisch wahrscheinlich zu machen.

³ So wurde zum Beispiel das Ulmer Lehrbuch (Thomä/Kächele 1987, 1992) vielfältig rezipiert und unter anderem in Ungarn, Polen, Tschechien, Russland, Rumänien, Armenien, Bulgarien (und unlängst auch im Iran) in die jeweilige Landessprache übersetzt. Das große, durchaus staatlich akzeptierte Interesse an der Psychoanalyse in China führt derzeit auch zu einer chinesischen Übersetzung.

Kontroversen alten Stils sogar intensiviert – offenbar getrieben von der Angst vor dem Niedergang der „wahren Psychoanalyse“. Interessanterweise geht es in diesen Debatten vor allem um den Rahmen der Behandlung, also um äußere Faktoren, speziell die Stundenfrequenz.

Der extreme Rückgang des Interesses der jüngeren Generationen an der psychoanalytischen Ausbildung in den meisten Ländern des Westens wird durch die intellektuelle Neugierde junger Menschen in anderen Teilen der Welt nicht ausgeglichen. In der hundertjährigen Geschichte der IPV hat sich, auf die gesamte Welt hin betrachtet, eine asynchrone Entwicklung vollzogen, die besondere Probleme mit sich bringt. Obwohl auch der Zeitgeist der Psychoanalyse nicht freundlich gesonnen ist, sind unsere Probleme vorwiegend hausgemacht. Auf jeden Fall ist es unerlässlich, unsere Versäumnisse zu betrachten. Die langjährige, hartnäckige Kritik an den psychoanalytischen Ausbildungsmodellen hatte, wie erwähnt, bisher so gut wie keine Konsequenzen. Das folgende zusammenfassende Urteil über die Lage in den Vereinigten Staaten passt zur Situation in Deutschland ebenso wie zu der anderer Länder:

„Unser derzeitiges Modell in Nordamerika ist weithin weder inspirierend noch einladend, dafür aber abschreckend teuer, oftmals infantilisierend und voller Interessenskonflikte zwischen den Beteiligten; so ist es keine Überraschung, dass es die Studierenden, die wir haben wollen, nicht anzieht.“ (Levy 2004, S. 8, *übersetzt von A. L.*)

Levy (2010) veröffentlichte einen faszinierenden Aufsatz über die Versuche von Universitäten, vielfältige Seminare anzubieten, die offenbar nicht nur im Sinne einer vollständigen psychoanalytischen Ausbildung attraktiv sind.

Wie ernst die gegenwärtige Lage ist, lässt sich auch an Zahlen aus den USA und aus Deutschland ablesen: Seit der 1992er Veröffentlichung von Morris sind die Bewerberzahlen in den USA dramatisch zurückgegangen (siehe Tab. 1).

Tab. 1: Summe neuer Kandidaten an den psychoanalytischen Ausbildungsinstituten der APsaA in den USA (Quelle: Mitteilung des Büros der American Psychoanalytic Association [APsaA], 2. Februar 2010)

Jahr	neue Kandidaten
2000	122
2001	56
2002	101
2003	73
2004	92
2005	119
2006	79
2007	67
2008	104
2009	65

In Deutschland gibt es 53 in der Dachorganisation Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie (DGPT) organisierte Institute. Davon gehören 13 Institute der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung (DPV) an, der Rest sind sogenannte freie Institute, deren Ausbildung (mit Ausnahme der Institute der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft [DPG], die eine hochfrequente Lehranalyse und Supervision anbieten) nicht zur IPV-Mitgliedschaft führen kann. Die jährliche Bewerberzahl bei der DPV sank von 194 im Jahr 1989 auf 16 im Jahr 2009 (siehe Tab. 2).

Tab. 2: Bewerberzahlen an Instituten der DPV (Quelle: Mitteilung des Sekretariats des zentralen Ausbildungsausschusses (zAA) der DPV, 20. Januar 2010)

Jahr	Bewerber	Zulassungen
1989	194	97
1990	122	56
1991	139	72
1992	100	49
1993	88	51
1994	85	49
1995	68	44
1996	100	68
1997	62	35
1998	67	44
1999	41	27
2000	41	33
2001	41	33
2002	33	26
2003	37	28
2004	20	17
2005	38	34
2006	33	21
2007	34	29

2008	27	27
2009	16	13

Der rasche Niedergang der Psychoanalyse in Deutschland trifft zeitlich mit einer Epochenwende in unserem öffentlichen Gesundheitssystem zusammen: 1999 wurde ein dritter Heilberuf, neben Ärzten und Heilpraktikern⁴, geschaffen: der des psychologischen Psychotherapeuten. Seither wächst die Zahl niedergelassener Verhaltenstherapeuten und die Bewerbungen um eine psychoanalytische Ausbildung gehen dramatisch zurück.

Bemerkenswert ist, dass der Anteil der abgelehnten Bewerber in den Jahren 2000 bis 2010 erheblich geringer geworden ist. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist dies nicht darauf zurückzuführen, dass sich zwischen 1989 und 2000 so viel mehr Ärzte und Psychologen beworben haben, die – aus welchen Gründen auch immer – als ungeeignet abgelehnt wurden. Viel wahrscheinlicher ist, dass mit dem Rückgang die Fragwürdigkeit des ganzen Bewerbungsverfahrens, wie sie etwa Kappelle (1996) beschrieben hat, noch deutlicher wird, als es allen Beteiligten schon seit Jahrzehnten bekannt ist. Ich kenne nur wenige abgewiesene Bewerber, die darüber im Rückblick froh sind. Für viele blieb die Ablehnung unverständlich. Nur wenige wurden zu Freunden der Psychoanalyse.

Besonders bedauerlich ist, dass in der Medizin der Einfluss der Psychoanalyse zurückgeht und sich nur noch ganz wenige Ärzte unter den Bewerbern befinden. Ab 1967 wurden viele Lehrstühle für psychosomatische Medizin und Psychotherapie mit ausgewiesenen Psychoanalytikern besetzt. Seit etwa zehn Jahren haben eher Bewerber mit psychodynamischer und neurowissenschaftlicher Qualifikation eine Chance. In der universitären klinischen Psychologie ist die Psychoanalyse fast nicht mehr vertreten. Die Gründung der ersten privaten psychoanalytischen Hochschule in Berlin (2009) ist als Reaktion auf diese Entwicklung zu sehen.

Die zentrale Position der Lehranalyse

⁴ Der Autor verwendet im englischsprachigen Original den pejorativen Begriff „quacks“, also „Quacksalber“ (Anmerkung der Übersetzerin).

Bei einer Klausurtagung über das Thema „Die Identität des Psychoanalytikers“, die 1976 in England stattfand (Joseph & Widlöcher 1983), stand die Lehranalyse im Mittelpunkt der Diskussion, in die Anna Freud mit folgenden Worten eingriff:

„Der Kern der Sache ist, dass sich an dem Problem offensichtlich in den letzten 45 Jahren nicht viel geändert hat! Aber wenn ich Ihnen hier zuhöre, habe ich doch den Eindruck gewonnen, dass meine Kollegen, die sich früher für die Einführung der Lehranalyse ausgesprochen haben [...], dies wahrscheinlich niemals getan hätten, wenn sie von all den Gefahren, den positiven und negativen Übertragungen, Spaltungen, Hass usw. gewusst hätten. Sie hätten wohl gesagt: ‚Lasst sie so sein, wie sie sind!‘“ (A. Freud 1983, S. 259, *übersetzt von A. L.*)

Als Teilnehmer hatte ich den Eindruck, dass Anna Freud vermutet haben könnte, zu weit gegangen zu sein. Ihre nachfolgende Ergänzung fasste ich wie folgt zusammen:

„Ausgeglichen wurde diese negative Einschätzung durch die positive Ergänzung, beim Symposium sei zu wenig über den durch die Lehranalyse vermittelten identifikatorischen Lernprozeß gesprochen worden, der zur Liebe für die Psychoanalyse inspiriere. Die von ihr gegebenen Beispiele zeigen eindrucksvoll, wie die Begeisterung für die Psychoanalyse durch Identifizierung und nicht durch Indoktrination weitergegeben werden kann.“ (Thomä 1991a, S. 388)

Die meisten der heutigen Probleme bleiben unverständlich, solange man sich nicht mit den Entwicklungen zwischen 1910 und 1939 vertraut macht. Freuds Entdeckung der Gegenübertragung und seine Beobachtung, dass jeder Psychoanalytiker nur so weit gehen kann, „als seine eigenen Komplexe und inneren Widerstände es gestatten“ (Freud 1910c, S. 108), gehört in diesen historischen Kontext. Sie ist der Grund dafür, dass Freud forderte, der Analytiker solle seine Arbeit mit einer Selbstanalyse beginnen:

„Eine solche Analyse eines praktisch Gesunden wird begreiflicherweise unabgeschlossen bleiben. Wer den hohen Wert der durch sie erworbenen Selbsterkenntnis und Steigerung der Selbstbeherrschung zu würdigen weiß, wird die analytische Erforschung seiner eigenen Person nachher als Selbstanalyse fortsetzen und sich gerne damit bescheiden, daß er in sich wie außerhalb seiner immer Neues zu finden erwarten muß. Wer aber als Analytiker die Vorsicht der Eigenanalyse verschmäht hat, der wird nicht nur durch die Unfähigkeit bestraft, über ein gewisses

Maß an seinen Kranken zu lernen, er unterliegt auch einer ernsthafteren Gefahr, die zur Gefahr für andere werden kann.“ (Freud 1912e, S. 383)

Mit der Selbstanalyse und später dann mit der Lehranalyse verbanden sich hohe, ja höchste Erwartungen. Ohne eine solche, so warnt Freud, werde der Analytiker

“[...] leicht in die Versuchung geraten, was er in dumpfer Selbstwahrnehmung von den Eigentümlichkeiten seiner eigenen Person erkennt, als allgemeingültige Theorie in die Wissenschaft hinauszuprojizieren, er wird die psychoanalytische Methode in Mißkredit bringen und Unerfahrene irreleiten.“ (Ebd.)

Um den subjektiven Anteil zumindest bezüglich pathologischer Faktoren zu verringern – mit dem Ziel, möglichst ein fiktives Normal-Ich aufseiten des Analytikers zu erreichen – war die Lehranalyse zu Beginn der 20er Jahre zum zentralen Bestandteil der Ausbildung gemacht worden. Balint zufolge soll Ferenczi die Lehranalyse sogar als „die zweite psychoanalytische Grundregel“ (Balint 1969, S. 296) bezeichnet haben. Ferenczi habe den „definitiven“ Eindruck gehabt, dass die Unterschiede zwischen diversen analytischen Techniken seit der Einführung der verpflichtenden Lehranalyse zu verschwinden begännen. Balint, der ein unabhängiger Geist war, kommentierte:

„Es ist erschütternd und ernüchternd, wenn man sich vergegenwärtigt, dass diese idealisierte, utopische Beschreibung, obwohl sie ein recht wahrheitsgetreues Bild aller gegenwärtigen Gruppen der psychoanalytischen Bewegung gibt, vom ganzen her gesehen, völlig falsch ist. Ferenczi sah die Konsequenzen einer ‚Supertherapie‘ durchaus richtig voraus, aber er dachte nicht an die Möglichkeit, dass die tatsächliche Entwicklung zu einem Nebeneinander mehrerer ‚Supertherapien‘ führen könnte, die miteinander in Wettbewerb treten und zu einer Neuauflage der babylonischen Sprachverwirrung führen würden.“ (Ebd.)

Angesichts dieser prophetischen Worte ist es erstaunlich, dass „die Lehranalyse immer noch als die wichtigste Komponente des dreigeteilten Modells psychoanalytischer Ausbildung“ (Lasky 2005, S. 15) angesehen wird. Von Anfang an hatten sich folgeschwere Verwicklungen daraus ergeben, dass der Lehranalytiker über die berufliche Qualifikation des Kandidaten zumindest mitentschied. Obwohl das Berichtssystem offiziell fast überall abgeschafft ist, erleben sich Kandidaten als Patienten und ihre Analytiker als Therapeuten:

„Target hat einen interessanten Befund aus ihren eigenen Studien und Diskussionsgruppen in Europa festgehalten: Der geläufigste ‚Ausrutscher‘, der Lehranalytikern bei Diskussionen über Kandidaten in ihren Seminaren oder Supervisionen unterlief, war, sich auf sie als ‚Patienten‘ zu beziehen.“ (Seidel 2006, S. 249, *übersetzt von A. L.*)

Die Probleme der Lehranalyse bestehen hauptsächlich darin, dass die Beurteilung der beruflichen Kompetenz von Veränderungen des Kandidaten im Laufe der Lehranalyse abhängig gemacht wird. Im französischen Ausbildungssystem ist die Bewerbung erst nach einem längeren analytischen Prozess möglich. Da weder Kriterien für die Kompetenz noch solche für wünschenswerte Veränderungen von Kommissionen im Einzelfall klar zu benennen sind, ist nur eine radikale Trennung zukunftsfähig: Die eigene Analyse muss von A bis Z und in jeder Hinsicht eine rein persönliche Angelegenheit werden.

Ich bin davon überzeugt, dass nur die Kandidaten selbst berechtigt sein sollten, über ihre „persönliche“ Analyse zu entscheiden, wobei dieser Begriff nicht ganz passt, aber zumindest vermieden, sie als „therapeutisch“ oder „didaktisch“ zu etikettieren. Im Lauf der Jahre habe ich in dieser Hinsicht jeglichen Kompromiss aufgegeben und bin zu einer radikalen Haltung gelangt. Mein ursprünglicher Vorschlag (Thomä 1993) war noch von der Annahme ausgegangen, dass die Institute aus Gründen der Professionalität das Recht haben, eine didaktische Lehranalyse zu verlangen. In einem rein abstrakten Gedankenexperiment unterteilte ich die persönliche Analyse in einen didaktischen und einen therapeutischen Part.

Wenn man sich zum didaktischen Ziel setzt, dass ein Kandidat etwas über die Auswirkungen unbewusster Prozesse auf seine Gefühle und Gedanken lernen soll, so bin ich immer noch überzeugt, dass etwa 300 Sitzungen eine vernünftige Menge an derartiger Selbsterfahrung ermöglichen. Als Kliniker waren Kächele und ich mit Kernberg einer Meinung, als er schrieb, dass „zum Beispiel Kandidaten mit einer narzisstischen Charakterpathologie möglicherweise mehr als zwei oder drei Jahre persönlicher Analyse benötigen, um ihre narzisstische Abwehr zu überwinden“ (Kernberg, zit. n. Kächele & Thomä 2000, S. 114f.). Als Lehrende haben wir jedoch energisch jegliche Idee zurückgewiesen, dass etwa ein Ausbildungsausschuss kompetent ist, eine etwaige Pathologie bei einem Kandidaten zu diagnostizieren, oder sich gar das Recht dazu herausnehmen könnte (Kächele & Thomä 2000).

Meiner Meinung nach sollten die therapeutischen Aspekte der persönlichen Analyse, ihre Frequenz und Dauer, außerhalb jeder administrativen Regelung liegen. Allerdings waren

Missverständnisse zu erwarten gewesen, da meine damalige abstrakte Unterteilung in „therapeutisch“ und „didaktisch“ völlig künstlich war. Deshalb habe ich diesen letztlich unhaltbaren Kompromiss aufgegeben: Als exemplarische Erfahrung kann die Lehranalyse nur in völliger Freiheit von externen Faktoren, d.h. in völliger Privatheit, gedeihen. Nur eine drastische Lösung sichert die therapeutische Qualität und schützt Kandidaten davor, pathologisiert zu werden. Die Überprüfung der professionellen Qualität von Kandidaten sollte nicht länger an Urteile über ihre Persönlichkeit und deren Veränderung in der Therapie geknüpft werden. Es reicht nicht aus, das unethische Berichtssystem abzuschaffen, das ganz klar die Pflicht des Analytikers zur Vertraulichkeit verletzt. Umfassende Diskretion ist absolut notwendig, um den therapeutischen Raum zu schützen, den es in Lehranalysen bisher nicht gab (Thomä 2004).

Wie dem Bericht vom 10. Lehranalytiker-Kongress von Zimmer (2003) zu entnehmen ist, hat Amati-Mehler unsere Reformvorschläge zur psychoanalytischen Erziehung, im Gegensatz zu Auchincloss und Michels, mit folgender Begründung abgelehnt:

„Eine angemessene Lehranalyse, versicherte sie, sollte die psychotischen Schichten des Kandidaten ergründen, um dadurch die Fähigkeit von Kandidaten zu entwickeln, klinisch *mit den Gegenübertragungen zu arbeiten, die im Mittelpunkt der klinischen Arbeit mit schwerkranken Patienten stehen*. In einer Nicht-Lehranalyse sei eine derartige Ausforschung nicht unbedingt nötig. Die psychoanalytische Ausbildung sollte auf eine höhere Stufe gehoben werden, um Kandidaten zu befähigen, Patienten mit ernsteren Psychopathologien zu analysieren, anstatt diese an andere Behandlungsformen zu verweisen. Die Funktion des Lehranalytikers sei gleichermaßen aufzuwerten und Lehranalytiker müssten überlegene klinische Fachkompetenz vorweisen und darin angeleitet werden, ihre Aufmerksamkeit für spezielle Probleme der Lehranalyse zu erhöhen.

Sie widersprach der Interpretation der Dres. Michels und Auchincloss von Thomäs und Kächeles Vorschlag; dieser, betonte sie, versuche nicht, das dreigliedrige System in einen größeren Zusammenhang zu stellen, sondern wolle die Triade aus Seminar, Supervision und persönlicher Analyse durch eine andere aus Lehre, Behandlung und Forschung ersetzen und dabei *die persönliche Analyse, mit Ausnahme einer sehr kurzen Erfahrung, eliminieren*. Sie fügte hinzu, dass die empirische Forschung, die im Zentrum dieses Modells stehe, nicht das sei, was die meisten Psychoanalytiker für

psychoanalytische Forschung hielten.“ (Zimmer 2003, S. 148, *übersetzt von A. L., Hervorhebungen von H. T.*)

Offenbar hatte mein Vorschlag den Anschein erweckt, als wolle ich die Lehranalyse auf eine „sehr kurze Erfahrung“ reduzieren. Richtig ist, dass ich 300 Sitzungen nicht als „sehr kurz“ ansehe. Ich selbst bedaure, dass meine Lehranalyse bei M. Balint nur 230 Sitzungen dauerte. Weitere Sitzungen hätten gewiss mein Leben bereichert. Ich bin aber ziemlich sicher, dass meine psychoanalytische Kompetenz durch weitere Stunden nicht wesentlich zugenommen hätte. Amati-Mehler hingegen scheint eine besondere berufliche Kompetenz von der Dauer und den Inhalten der Lehranalyse abhängig zu machen. Bei ihren Einwänden handelt es sich meines Erachtens um „unqualifizierte Behauptungen“ im Sinne von Schafers (1985) diplomatischer Umschreibung dogmatischer Überzeugungen.

Psychoanalyse zu praktizieren ist nicht identisch damit, klinische Forschung zu betreiben. Wallerstein (2009b) drückte seine Vorbehalte dadurch aus, dass er sich auf den Unterschied zwischen der „Suche nach Wahrheit“ (search for truth) und der „Forschung“ (re-search) bezog. Um aus „Suche“ „[...] Forschung“ zu machen, muss Prozess- mit Ergebnisforschung kombiniert werden, indem man für beides qualitative und quantitative Kriterien definiert und überprüft (Sandell et al. 2000). Fallstudien, die sich auf die Beschreibung von Übertragungs- und Gegenübertragungsprozessen konzentrieren, sind oft weit entfernt von der Möglichkeit, den analytischen Prozess zu evaluieren (Kächele et al. 2009). Schlimmer noch ist der weitverbreitete Mangel an Verarbeitung der Resultate der Psychotherapieforschung – eines Feldes, das sehr reich an Evaluierungsinstrumenten ist (Luborsky & Spence 1978, Lambert 2004).

Befreiung von der Orthodoxie

Orthodoxien bilden sich in Gruppen oft unter dem Einfluss einer charismatischen Persönlichkeit. Die Befreiung von der Orthodoxie ist deshalb an Personen gebunden, deren Befreiungskämpfe sich oft lange hinziehen und als traumatisierend erlebt werden. Ich wähle zwei Beispiele: Paula Heimann (1899–1982) und Herbert Rosenfeld (1910–1986). Rosenfeld hat erst im letzten Lebensabschnitt, etwa ab 1978, seine psychoanalytische Haltung wesentlich geändert und damit innerhalb seiner Gruppe ertragen müssen, ein Außenseiter geworden zu sein (J. Steiner 2009).

Heimann⁵ war eine kreative Psychoanalytikerin; als Analysandin und enge Mitarbeiterin von Melanie Klein galt sie als deren „Kronprinzessin“. Durch ihren Vortrag *On Counter-Transference* (Heimann 1950) hat sie beim historischen Züricher Kongress 1949 neben Racker, Little, Searles und anderen die psychoanalytische Methode wesentlich umakzentuiert. Der Titel ihrer vorletzten Publikation, *Über die Notwendigkeit für den Analytiker, mit seinem Patienten natürlich zu sein* (Heimann 1978), lässt menschliche Aspekte und ein Temperament erahnen, die es ihr erleichtert haben mögen, dass sie damit zur intersubjektiven Wende des Freud'schen Paradigmas wesentlich beigetragen hat.

Durch Kings Einleitung zu den Gesammelten Schriften von Paula Heimann (King 1989) ist bekannt geworden, dass sie ihren Züricher Vortrag mit Unterstützung von Ernest Jones und hinter dem Rücken von Melanie Klein gehalten hat. Bemerkenswert ist, dass die Schulgründerin Melanie Klein als Einzige zeitlebens am traditionell negativ definierten Übertragungsbegriff festhielt. Der Point of no Return für Paula Heimann scheint Kleins These vom angeborenen Neid und dessen Ableitung vom Todestrieb gewesen zu sein.

Einige Themen lassen sich in Heimanns Werk über viele Jahre verfolgen: Zunächst ist ihr langsamer Abschied von der sie faszinierenden Todestribs-Hypothese erwähnenswert. Im Nachwort zu *Dynamics of transference interpretations* (1955/56) schrieb sie:

„Seit meinen Studententagen war ich eine enthusiastische Befürworterin der Freudschen Theorie der Lebens- und Todestribe, die als die letzte Quelle aller triebhaften Prozesse galten. Ich meine immer noch, dass Freud mit dieser Theorie ein ehrfurchtgebietendes Konzept präsentiert hat – und in welcher Sprache! –, das uns eine Ahnung davon gibt, welche Beziehungen zwischen verschiedenen Elementen das Universum ausmachen und das die Gegensätze zwischen seinen verschiedenen Phänomenen miteinander versöhnt: Anziehung und Abstoßung, Ausdehnung und Zusammenziehen des Universums, belebte und unbelebte Materie. Dennoch bin ich schrittweise dazu übergegangen diesem bloßen Enthusiasmus zu misstrauen und einzusehen (wie ich schon andernorts, Heimann 1968, gesagt habe) dass meine Haltung eher ‚ozeanisch‘ als wissenschaftlich war, so dass ich mittlerweile zwischen

⁵ Auch aus persönlichen Gründen gebe ich Paula Heimann hier den größeren Raum. Sie nahm meine Frau Dr. Brigitte Thomä und mich während unseres Aufenthaltes in London 1962 in ihren kollegialen Freundeskreis auf. Danach trafen wir Paula Heimann vor allem bei ihren Seminaren in Frankfurt/M. und Heidelberg. Wahrscheinlich war sie erstmals im November 1959 als Patin des späteren Sigmund-Freud-Instituts nach Frankfurt/M. gekommen und nach 1961 regelmäßig. Trotz unserer guten Beziehung haben wir respektvoll vermieden über persönliche Aspekte ihrer Trennung von Melanie Klein zu sprechen. Auch sind mir theoretische Klärungen wesentlicher als die der subjektiven Verwirrungen und Konflikte, die ihnen zugrunde liegen.

den klinisch überprüfbaren Elementen von Freuds Theorie und den kosmischen Spekulationen, die sie beinhaltet, unterscheide.“ (Heimann 1969b, S. 252f., *übersetzt von A. L.*)

Heimanns Abschied zog sich bis zum denkwürdigen Wiener Kongress 1971 hin, auf dem Anna Freud über das Thema Aggression den Schlussvortrag hielt. Dieser Vortrag verdeutlicht noch stärker als das bei Heimann der Fall ist, in welchem Ausmaß die bewussten und noch mehr die unbewussten Loyalitätskonflikte den Diskurs bestimmten. So brachte Anna Freud beim Wiener Kongress das Kunststück fertig, in rationaler Klarheit zu beweisen, dass der Aggression jedes Definitionsmerkmal des Triebs fehle, und dennoch, als treue Tochter unseres Gründungsvaters, am Todestrieb festzuhalten. Der scharfsinnigste Verteidiger Freuds, Kurt Eissler, lieferte hierzu das scheinbar passende Argument. Er hatte den spekulativen Biologen R. Ehrenberg entdeckt, der als einziger ausgebildeter Naturwissenschaftler am Glauben an den Todestrieb festhielt. Anna Freud ließ unerwähnt, dass Eissler vor allem auch mit Heideggers existenzphilosophischen Betrachtungen über den Tod argumentierte. Kurz: Sowohl Ehrenberg als auch Heidegger sprechen von einem Tod, der himmelweit von Freuds Todestrieb-Spekulation entfernt ist.

Zurück zur Praxis und zu Paula Heimanns Züricher Vortrag über die Gegenübertragung. Zu jener Zeit hatte die Gegenübertragung in der kleinianischen Theorie und Praxis noch nichts mit der projektiven Identifikation zu tun. Die Gründerin dieser Schule hat als Einzige eine solche Verbindung nie hergestellt. Die von Spillius (2007) aus den Melanie-Klein-Archiven wiedergegebenen Diskussionen mit besonders interessierten jüngeren Analytikern über ihr Verständnis der Gegenübertragung zeigen eindeutig, dass sie gegen die Ableitung der Gegenübertragung von der projektiven Identifikation war. Mit anderen Worten: M. Klein hielt am klassischen Verständnis der Gegenübertragung fest. Die Zurückführung der Gegenübertragung auf die projektive Identifikation hat erst nach der Publikation von Money-Kyrle (1956) begonnen. Bions „containment“ ist dann zum umfassenden Slogan geworden.

Dieser Exkurs war notwendig, um einen kaum zitierten, aber vielleicht sehr wichtigen Satz im kurzen Züricher Vortrag Heimanns in seinen historischen Kontext zu stellen. Er lautet:

„Aus der Perspektive, die ich hier hervorheben möchte, ist die Gegenübertragung des Analytikers nicht nur wesentlicher Bestandteil der analytischen Beziehung, sondern sie ist die Schöpfung des Patienten, sie ist ein Teil seiner Persönlichkeit.“ (Heimann 1950, S. 83)

Heimann wies stets auf die Gefahren ihrer innovativen These hin. Sie glaubte, damals noch als Schülerin von Melanie Klein sprechend, dass diese durch eine Durcharbeitung der beiden kleinianischen Positionen gebannt werden könnten:

„Die Betrachtungsweise der Gegenübertragung, die ich vorgestellt habe, ist nicht ohne Gefahr. Sie stellt keinen Schutzschild für die Unzulänglichkeiten des Analytikers dar. Wenn der Analytiker in seiner eigenen Analyse seine kindlichen Konflikte und Ängste (paranoide und depressive) durchengearbeitet hat, so kann er leicht mit seinem eigenen Unbewussten in Kontakt treten, er wird nicht dem Patienten das zuschreiben, was zu ihm selbst gehört.“ (Ebd.)

Dieser Bezug zur Durcharbeitung in der eigenen Analyse wurde später ergänzt oder sogar ersetzt durch entschiedene Hinweise auf die Bedeutung der Auswirkung von Interpretationen auf den therapeutischen Prozess. Obwohl sich Heimann mehrfach kritisch mit der projektiven Identifikation befasst hat, blieb das Thema der Schöpfung (creation) des Patienten unerwähnt. Nach 1950 äußerte sie sich mehrmals kritisch zu „Missverständnissen“. Den Anstoß zu einer weiteren Klärung ihrer Position gaben Diskussionen in Heidelberg und Frankfurt/M., die im Rahmen von Studien des Deutungsprozesses stattfanden, die ich angeregt hatte. Dies führte zu ihrer Publikation über den kognitiven Prozess des Analytikers (Heimann 1977). Sie distanzierte sich schließlich so sehr von der These, dass die Gegenübertragung die Kreation des Patienten sei, dass sie erstaunt war, jemals eine solche Äußerung getan zu haben.⁶

Ein Schlüssel zum Verständnis dessen, was Heimann mit der Schöpfung des Patienten gemeint haben könnte, ist vielleicht das „Dritte Ohr“ von Theodor Reik, (1976) bei dem Heimann in Berlin ihre erste Lehranalyse absolviert hatte. Für viel wesentlicher halte ich allerdings ihre Betonung der Beziehung als umfassende Voraussetzung aller eingeschränkten psychoanalytischen Begriffe. So verwundert es auch nicht, dass Gabbard (1995) die Gegenübertragung als „common ground“ der modernen Psychoanalyse bezeichnet. Ich bin zwar der Meinung, dass Übertragung und Gegenübertragung im höchsten Maße dyadenspezifisch sind und der „common ground“ etwas Allgemeines sein müsste. Zweifellos ist aber die intersubjektive Wende das Kennzeichen der modernen Psychoanalyse – und diese hat nicht zuletzt Paula Heimann auf den Weg gebracht.

Herbert Rosenfeld hat erst im hohen Alter erkannt, dass negative therapeutische Reaktionen durch antitherapeutisches Verhalten des Analytikers entstehen können. Es gibt indes einige

⁶ In einem privaten Gespräch mit B. und H. Thomä am 3. August 1980

Gemeinsamkeiten in der Befreiung von Paula Heimann und Herbert Rosenfeld. So haben beide negative therapeutische Reaktionen nicht mehr auf den „angeborenen“ Neid und letztlich auf den Todestrieb zurückführt. Rosenfeld beschrieb negative therapeutische Reaktionen vielmehr als Folge exzessiver Übertragungsdeutungen, die auf die Annahme eines „angeborenen Neides“ zurückgehen. Er stellt fest:

„Neid-Deutungen sollten nicht allzu oft wiederholt werden. Der Schwerpunkt sollte darauf liegen, dem Patienten zu helfen, den Schmerz, das Leid und die Scham zu ertragen, die von Neid ausgelöst werden, weil er die Fähigkeit zu lieben blockiert. Ernsthaft frustrierende Situationen schaffen unvermeidlich Anreiz für Neid. Das Hauptproblem, das in der Analyse auftaucht, ist, dass der Patient sich bisweilen gedemütigt fühlt, weil der Analytiker den Patienten so viel besser versteht, als dieser sich selbst. Diesem Problem muss dadurch entgegengetreten werden, dass man den Patienten darin unterstützt, zu verstehen, dass sein Fortschritt in der Analyse von einer gemeinsamen Anstrengung von seiner selbst und des Analytikers abhängt und ganz besonders von der Wahl des jeweils richtigen Zeitpunkts und der einfühlsamen Deutung seitens des Analytikers. Eine Überbetonung der Neid-Deutung oder ein Überschätzen des Betrags des Analytikers im Vergleich zu dem des Patienten sind häufige Ursachen für Sackgassen in der Behandlung.“ (Rosenfeld 1987, S. 266f.)

Um überhaupt einen angeborenen Neid annehmen zu können, muss eine Voraussetzung gemacht werden, die die gesamte Phänomenologie des Neides aus der Differenz des Habens oder Nicht-Habens erst ermöglicht. Es verdient besonders hervorgehoben zu werden, dass diese Grundvoraussetzung jeder Neid-Reaktion sich anhand eines Zitats aus dem Buch von Roth und Lemma (2008) mit dem Titel *Envy and Gratitude Revisited* darstellen lässt:

„Erfahrungen von Neid und die Erfahrung der Dankbarkeit hängen von einem Bewusstsein des Getrenntseins ab – einem Bewusstsein des Andersseins des Anderen. Es ist schwierig, ein Konzept des Neides zu formulieren, das in eine Beziehung absoluter Verschmelzung zwischen Selbst und Objekt passt: Solange das, was Gut ist, Ich ist, muss das, was es als gut erfährt, nicht beneidet werden, weil es ja zu mir gehört. Neid kann nur in dem Moment aufkommen – wie kurz und flüchtig auch immer – in welchem dem Individuum bewusst wird, dass das, was Gut ist, nicht Ich ist. In gleicher Weise kann Dankbarkeit nur in Bezug auf eine andere Person erfahren werden – ein Nicht-Ich. Klein war überzeugt, dass ein kurzzeitiges Bewusstsein des Getrenntseins vom Objekt mit der Geburt beginnt. Sie glaubte, dass Säuglinge ein

angeborenes Bewusstsein eines getrennten, guten Objektes haben [...] das sich in der ersten Erfahrung des Gestilltwerdens durch die reale Mutterbrust erfüllt.“ (Roth 2008, S. 6, *übersetzt von A. L.*)

Alle Orthodoxien bringen mit sich, dass die jeweilige Schulzugehörigkeit zu einer sehr diplomatischen Sprache führt. Man wagt es nicht, Konsequenzen zu ziehen, auch wenn diese logisch notwendig wären. In diesem Fall geht es um die Frage, ob der Glaube an einen angeborenen Neid gerechtfertigt ist oder nicht. Eine klare Antwort wird typischerweise vermieden.

Um das volle Ausmaß von Rosenfelds Positionswechsel begreifen zu können, muss betont werden, dass er lange an den tradierten Behandlungsregeln festgehalten hat. Beispielsweise hat er 1972 in einem Nachwort Klauber kritisiert. Beide hatten im gleichen Heft des *International Journal of Psychoanalysis* (No. 53, 1972) Stracheys historische Arbeit über die gegenseitige Deutung (Strachey 1934) aufgegriffen. Klauber hatte die Bedeutung der „Begegnung“⁷ hervorgehoben, Rosenfeld empfahl ihm daraufhin, diplomatisch verschlüsselt, ein Stück weiterer Analyse zu machen, um solche unanalytischen Ideen aufgeben zu können (Rosenfeld 1972, S. 460). Zugleich wirkte Rosenfeld innerhalb der kleinianischen Schule innovativ. Bei genauerer Lektüre zeigt sich nämlich, dass er die Destruktivität nicht vom Todestrieb ableitet. Vielmehr steht bei ihm die Destruktivität im Dienste eines hochgradig pathologischen Narzissmus. Hier bestehen, bei aller Verschiedenheit, verwandtschaftliche Beziehungen zu Kohuts und Kernbergs Konzeptionen narzisstischer Wut:

„Es gibt einen anderen Punkt, der mir in den letzten Jahren klarer wurde. Er bezieht sich auf die Existenz des Todestriebs. Ich hatte immer das Gefühl, dass es aggressive Kräfte gibt, die gegen die Kräfte des Lebens kämpfen, ein Faktor, der mir klar wurde, als ich die Wichtigkeit des destruktiven Narzissmus entdeckte [...]“ (Rosenfeld 1987, S. 267f.)

Besonders wichtig sind Rosenfelds selbstkritische Veränderungen im Hinblick auf seine späte Betonung der therapeutischen Beziehung. Unter der Überschrift „The analyst’s flexibility“ argumentiert er:

„Ich denke, es ist wesentlich, dass der Analytiker sich bewusst ist, dass die analytische Situation und die Übertragungssituation beide nicht nur von den vergangenen

⁷ Zu Klaubers Konzept des „encounter“ als Meilenstein auf dem Weg zu einem intersubjektiven Verständnis der psychoanalytischen Methode siehe Thomä (2009).

Erfahrungen des Patienten beeinflusst werden, sondern auch von den Sichtweisen des Analytikers, seinem Verhalten und der Gegenübertragung. Mein Verständnis der Analyse von negativen Übertragungen und Aggression hat sich maßgeblich verändert.“ (Rosenfeld 1987, S. 270)

Rosenfeld befand sich auf dem Weg zu einem intersubjektiven Modell der therapeutischen Situation. Dass hierbei Begriffe wie Gegenübertragung eine Bedeutungseinschränkung erleiden, ist ihm entgangen.

Abschließend möchte ich die Auswirkungen der Befreiung eines Einzelnen auf die jeweilige Schule kurz erwähnen. Schafer (2009) registriert die Effekte von Rosenfelds später „Konversion“ überrascht und fast mit Bedauern:

„Was einen Schatten auf den späten Teil seiner Karriere warf, wirft nun einen provozierenden Schatten auf diesen Band, der zu Recht der Ehrung Rosenfelds für seine früheren und immer noch geschätzten Beiträge gewidmet ist.“ (Schafer 2009, S. 991)

Aus meiner Sicht bedient sich Schafer in seiner Besprechung des Sammelbandes *Recent and contemporary Kleinians. Rosenfeld in retrospect: Essays on his Clinical Influence* nicht nur einer diplomatisch-verklausulierten Sprache, sondern er nimmt obendrein Partei für die kleinianische Schule und wird deshalb Rosenfelds gut begründetem, originellen Beitrag nicht gerecht. Ich bin mir ziemlich sicher, dass die große Mehrheit heutiger Analytiker mit den Sichtweisen des späten, „konvertierten“ Rosenberg einiggeht, aber strenggenommen wäre eine Menge wissenschaftlicher Forschung nötig, um dieses klinische Wissen zu validieren.

Die verlorene Einheit – wiedergewonnen?

Nach der frühen Gründung eigenständiger Organisationen durch A. Adler und C. G. Jung blieb Dissidenz lange Zeit eher an einzelne Persönlichkeiten gebunden. Erst 1962 gründeten prominente Mitglieder von vier psychoanalytischen Gesellschaften bei einem Kongress in Amsterdam die International Federation of Psychoanalytic Societies (IFPS)⁸ – eine Art

⁸ Die IFPS umfasste 2010 26 psychoanalytische Gesellschaften in 15 Ländern und hatte insgesamt 2650 Mitglieder. Das Motto des IFPS-Kongresses 2010 lautete „Das Intrapsychische und das Intersubjektive in der zeitgenössischen Psychoanalyse“. Der Einladungstext des Organisationskomitees weist klar eine umfassende Sichtweise der heutigen Psychoanalyse auf.

Unabhängigkeitserklärung gegenüber der IPV. Die Gründungsgesellschaften waren: Deutsche Psychoanalytische Gesellschaft, Sociedad Psicoanalítica Mexicana A. C., Wiener Arbeitskreis für Tiefenpsychologie und die William Alanson White Psychoanalytic Society. Der deutsche DPG-Psychoanalytiker W. Schwidder hatte ein Jahr zuvor in Düsseldorf ein Vorbereitungstreffen organisiert und prominente IPV-Mitglieder dazu eingeladen. Bezeichnenderweise wollten viele IPV-Psychoanalytiker die Einladung annehmen. Das Motto hieß „Liberale Psychoanalyse“. Man wollte den Eindruck vermeiden, hier werde ein Konkurrenzverband ins Leben gerufen. Aber Scheunert und Mitscherlich gewannen als DPV-Psychoanalytiker die Unterstützung W. Hoffers und der IPV gegen Schwidders Versuch. Die IPV informierte ihre Mitglieder darüber, dass die Teilnahme am Düsseldorfer Treffen als illoyaler Akt betrachtet würde. Aufgrund dieses Drucks zogen viele, die ihr Kommen schon bestätigt hatten, ihre Zusagen kurzfristig zurück (Lockot 2010, S. 1221).

Glücklicherweise scheint mit dem Anbruch des zweiten Jahrhunderts der Psychoanalyse eine neue Ära zu beginnen: Die aktive Teilnahme von IPV-Mitgliedern am wissenschaftlichen Programm des IFPS-Kongresses in Athen (2010) ist vielleicht Zeichen für einen Perspektivwechsel. Dennoch wird eine vollständige gegenseitige Anerkennung erst erreicht sein, wenn Mitglieder der IFPS eingeladen werden, Referate bei einem IPV-Kongress zu halten.

Als Neunzigjähriger bin ich immer noch verliebt in die Psychoanalyse – und tief besorgt über ihre Zukunft. Ich teile die Sorge, die IPV-Präsident Charles Hanly 2009 in einem Beitrag zum elektronischen Rundbrief der IPV (No. 8, Dezember 2009) zum Ausdruck brachte. Meiner Meinung nach hängt die Zukunft der Psychoanalyse von Veränderungen in den wesentlichsten Bereichen ab. Eine ideale Wiedervereinigung könnte nur zustande kommen, wenn die IPV ihre Türen für Analytiker öffnet, die nicht in von ihr anerkannten Instituten ausgebildet wurden und wenn zugleich wirklich eine beträchtliche Zahl von in freien Instituten ausgebildeten Analytikern eine Mitgliedschaft in der IPV anstreben wollte. Die in der über hundertjährigen Geschichte der psychoanalytischen Bewegung entstandenen Trennungen mit nachfolgenden eigenständigen Entwicklungen lassen sich nicht rückgängig machen. Meine Vision wird utopisch bleiben. In-toto-Übertritte werden nicht möglich sein. Der einzelne Bewerber werden sich fragen, worin die Attraktivität der IPV liegen könnte. Hierbei werden die Kränkungen ins Kalkül aufgenommen werden, die ausgeschlossene Gründer von Gruppen oder Schulen erlitten haben. Diese wirken nämlich transgenerational in

der Weise weiter, wie dies Margolis (2001) als scheidender Vorsitzender der American Psychoanalytic Association beschrieben hat:

„Organisationen, die Jahrzehnte erfolgreicher Praxis in Sachen psychoanalytische Ausbildung vorweisen können – und deren Gründer möglicherweise von unserem Verband gedemütigt und zurückgewiesen wurden – zu bitten, Gespräche über einen Zusammenschluss mit unseren Leitungsgremien zu beginnen und dabei zu riskieren, abgewiesen zu werden, ist für diese verständlicherweise unzumutbar.“ (Margolis 2001, S. 23f., *übersetzt von A. L.*)

Auf der anderen Seite ist nicht zu erwarten, dass die IPV jeden, der sich selbst als Analytiker bezeichnet und der Mitglied einer Nicht-IPV-Institution ist, ohne jegliche Prüfung aufnimmt. Aber hier möchte ich es doch noch einmal auf ein Gedankenexperiment ankommen lassen: Warum nicht die IPV für jeden öffnen, der als Psychoanalytiker arbeitet und ein IPV-Mitglied als Bürgen findet? Der IPV wird wahrscheinlich die Empfehlung eines ihrer Mitglieder nicht ausreichen. Deshalb läuft mein Vorschlag auf einen sogenannten „referral-test“ hinaus. In seinem Versuch eines Ausbildungskonzepts für umfassend kompetente Psychoanalytiker macht Tuckett (2005) geltend, dass es bisher nur ein valides und einigermaßen zuverlässiges Kriterium für die Bewertung der Kompetenz eines Psychoanalytikers gibt. Es ist ein sehr subjektives – der sogenannte Überweisungstest, also die Frage, ob wir einen Freund oder ein Familienmitglied an den betreffenden Analytiker überweisen würden (Tuckett 2005, S. 47). Meiner Meinung nach bildet ein bestandener „referral test“ eine ausreichende zusätzliche Eintrittsprüfung für eine IPV-Mitgliedschaft. Ich würde sogar wagen zu behaupten, dass eine positive Bewertung der Kompetenz eines Kandidaten durch ein IPV-Mitglied mindestens so valide und verlässlich ist wie ein traditionelles Bewerbungsreferat.

Da voraussichtlich weder die IPV ihre Politik ändern wird noch mit allzu vielen Bewerbungen zu rechnen wäre, komme ich zu einer alternativen Lösung. Sie muss realistisch sein und erwarten lassen, dass eine Reform erreicht wird, die die Zukunft der Psychoanalyse sichert. Realisierbare Lösungen müssen von einem „common ground“ ausgehen, der alle Psychoanalytiker verbindet. Über unseren Gründungsvater sind wir alle miteinander verwandt. Außerdem gehe ich davon aus, dass meine Beschreibung der gegenwärtigen Krise zustimmungs- und mehrheitsfähig ist. Mein Rückblick auf die Geschichte der IPV hat gezeigt, dass zwei Einschränkungen die Entwicklung der Psychoanalyse besonders behindert haben, nämlich der weitgehende Ausschluss von der Universität und, in engem Zusammenhang damit, die Ausbildung an freien Instituten anstelle einer akademischen Vollzeitausbildung.

Die Abendschulausbildung in freien Instituten durch praktizierende Psychoanalytiker entspricht der Ausbildung von Ärzten in den USA bevor der Flexner Report⁹ 1910 – also zufällig im Gründungsjahr der IPV – wirksam wurde und das Medizinstudium an den Universitäten beheimatete.

Es gibt keine Notwendigkeit für einen neuen *Flexner Report* für Psychoanalytiker, wie ihn der Psychiater, Neurobiologe und Nobelpreisträger Kandel (1999, S. 521) gefordert hat – ein Bewunderer von Freuds Werk, der das überholte Ausbildungssystem für die Krise der Psychoanalyse verantwortlich machte. Die entscheidende Frage ist, ob auf längere Sicht wenigstens an einigen Zentren in der Welt eine forschungsorientierte Vollzeit-Ausbildung durch hauptamtliche Lehrende möglich erscheint. Es hat mich begeistert, auf diese Frage eine positive Antwort geben zu können: In den USA ist es gelungen, alle psychoanalytischen Einrichtungen im Interesse großer gemeinsamer Aufgaben in einem Psychoanalytischen Konsortium unter einem Dach zu vereinen. Als ehemaliger Präsident der American Psychoanalytic Association hat Margolis (2001) diese Entwicklung im Anschluss an den sogenannten „lawsuit“ (Simons 2003, Wallerstein 2003, Welch & Stockhamer 2003) beschrieben. Er sprach von einer „Epoche des Wandels“ und kündigte unter dem Untertitel „Allianzen und Vereinigung“ ein neues Zeitalter der Beziehung der *American* zu anderen psychoanalytischen Institutionen in den USA an. Die Verwirklichung eines Psychoanalytischen Konsortiums auf internationaler Ebene, ähnlich dem US-amerikanischen Vorbild, ließe allen psychoanalytischen Ausbildungsstätten und ihren Mitgliedern ihr Eigenleben¹⁰. Ein Internationales Psychoanalytisches Konsortium, in dem alle psychoanalytischen Institutionen vereinigt wären, könnte die Zukunft der Psychoanalyse im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe sichern: Es ist nirgendwo in der Welt zu erwarten, dass Regierungen über universitäre oder andere staatliche Einrichtungen Forschungs- und Ausbildungszentren für eine Vollzeit-Ausbildung von Analytikern finanzieren. Wie schon oft

⁹ Bis zu Abraham Flexners (1910) Bericht lag die medizinische Ausbildung in den Händen registrierter Ärzte in privaten Instituten außerhalb der Universitäten. Danach wurde die Medizin in Universitäten aufgenommen und so der Aufstieg der Medizin in den USA ermöglicht. Die Medizin-Zentriertheit der US-amerikanischen Psychoanalyse geht auf Brills Versuche zurück, die Anerkennung der Psychoanalyse im Nach-Flexner-Amerika zu fördern: „Brill strebte danach, auf der Basis von Zulassungen durch die neuen medizinischen Hochschulen mit den Anforderungen der neuen, Nach-Flexner-Welt Schritt zu halten, die zwischen ‚Quacksalbern‘ und ‚Medizinern‘ unterschied.“ (Gilman 2006, S. 385, Richards 2006).

¹⁰ In der Tat scheint das Konsortium in den USA eine ähnliche Funktion zu haben, wie die heutige Deutsche Gesellschaft für Psychoanalyse, Psychotherapie, psychosomatische Medizin und Tiefenpsychologie (DGPT) in Deutschland. Gegründet wurde diese Dachorganisation 1949 als Deutsche Gesellschaft für Psychotherapie und Tiefenpsychologie. Damals galten als Psychoanalytiker alle Tiefenpsychologen. Die Mitgliedschaft wurde nur solchen Mitarbeitern des sogenannten „Reichsinstituts“ verwehrt, die sich aktiv als Nazis hervorgetan hatten. Ohne eine Gemeinsamkeit in der Berufspolitik wäre das Wiederaufleben der Psychoanalyse in Westdeutschland nicht möglich gewesen. Die DGPT erweiterte ihren Namen 1975 um „psychosomatische Medizin“ und fügte 1985 Psychoanalyse hinzu.

in ihrer Geschichte müssen Psychoanalytiker auch durch materielle Unterstützung für ihre Sache kämpfen.

Bevor ich die Realisierung der Hauptaufgabe des Internationalen Konsortiums in groben Zügen beschreibe, gehe ich kurz auf ein mögliches Gegenargument ein. Man wird wahrscheinlich vorbringen, in den USA hätten doch universitäre Psychoanalytiker als Chefs psychiatrischer Institute ihre Chance gehabt. Ähnlich hätten auch an deutschen Universitäten Psychoanalytiker eine Generation lang Lehrstühle für psychosomatische Medizin und Psychotherapie innegehabt. Tatsächlich war aber in beiden Ländern noch nicht einmal die halbe Psychoanalyse akademisch institutionalisiert: Die auf den späteren Beruf hin qualifizierende Ausbildung blieb bei den freien Instituten.

Soweit ich weiß, gab es bisher nur eine einzige Institution, die einer unabhängigen, universitären psychoanalytischen Einrichtung innerhalb eines psychiatrischen Instituts nahekam: die Menninger Stiftung in Topeka, die ein psychiatrisches Lehrkrankenhaus, ein psychoanalytisches Ausbildungsinstitut und einige weitere psychosoziale Einrichtungen umfasste. Die Berufsgemeinschaft kennt die weltweite Bedeutung dieses einzigartigen Geburtsorts kreativer Psychoanalytiker – auch wenn der Austausch mit anderen akademischen Fachbereichen begrenzt war. Mit den Namen Margaret Brenman, Rudolf Ekstein, Glen Gabbard, Merton Gill, Peter Hartocollis, Robert Holt, Philip Holzman, Otto und Paulina Kernberg, George Klein, Robert Knight, Lester Luborsky, Martin Mayman, Karl Menninger, Bill Pious, Ernst und Gertrud Ticho, Ishak Ramzy, David Rapaport, Norman Reider, Arlene und Arnold Richards, Benjamin Rubinstein, Roy Schafer, Herbert Schlesinger, Howard Shevrin, Donald Spence, Judy und Robert Wallerstein, Alan Wheelis und anderen mehr verbinden sich psychoanalytische Veröffentlichungen, die das erste Jahrhundert der Psychoanalyse nachhaltig beeinflusst haben.

Meines Wissens gibt es nirgendwo in der Welt an einer Universität ein in jeder Hinsicht autonomes psychoanalytisches Institut, das eine forschungsorientierte Ganztags-Ausbildung durch Universitätslehrer unter Einbeziehung von praktizierenden Klinikern anbietet. Durch die Mitgliedsbeiträge der im Internationalen Konsortium vereinigten psychoanalytischen und psychodynamischen Gesellschaften könnte eine dauerhafte Finanzierung einiger derartiger Modelleinrichtungen geschaffen werden. Es ist naheliegend, diese an bereits vorhandene, kleine, universitäre psychoanalytische Einrichtungen anzuschließen. Die Realisierung dieser Idee hängt natürlich auch davon ab, dass die bestehenden großen psychoanalytischen Gesellschaften auf die Durchsetzung ihrer Ausbildungsstandards verzichten. Beispielsweise

würde ich dieses Projekt als gescheitert ansehen, wenn die IPV die Lehranalysen nach Frequenz und Dauer reglementieren und die Durchführung bei einem hierfür ernannten Psychoanalytiker fordern würde. Es ist selbstverständlich, dass die Lehranalyse als völlige Privatsache bei einem niedergelassenen Analytiker absolviert werden müsste.¹¹ Die geringen administrativen Aufgaben des Internationalen Psychoanalytischen Konsortiums könnten von einer der großen Gesellschaften übernommen werden. Als „psychoanalytisches Olympia“ sollte alle vier Jahre ein Weltkongress stattfinden.

Mein Fazit: Sigmund Freud hat durch die Erfindung der psychoanalytischen Methode unbewusste Prozesse in Entstehung und Therapie seelischer Erkrankungen entdeckt. Dort befindet sich ihr „Mutterboden“ (S. Freud). Die Bindung der psychoanalytischen Methode an die Person des Therapeuten hat ein humanwissenschaftliches Paradigma geschaffen, das zur Auflösung der Dichotomie von „Verstehen“ und „Erklären“ geführt hat. So entstand die einzige systematische Psychopathologie, die die menschliche Konflikthaftigkeit in den Mittelpunkt rückt. Die moderne klinische, psychoanalytische Forschung auf diesem Mutterboden ist als kombinierte Prozess- und Ergebnisforschung sehr anspruchsvoll. Die Ressourcen niedergelassener Analytiker und die von der IPV geförderten Projekte reichen hierfür nicht aus. In den projektierten, zentralen psychoanalytischen Ausbildungs- und Forschungsinstituten könnten unserem Gebiet angemessene, wissenschaftliche Untersuchungen mit großen Auswirkungen auf Ausbildung und Praxis durchgeführt werden. Auf längere Sicht werden sich Universitäten dann ihrer Verpflichtung nicht mehr entziehen können, der Psychoanalyse eine akademische Heimat zu geben.

Aus dem Englischen übersetzt von Andrea Lammers.

Literatur

- Auchincloss, E. L. & Michels, R. (2003): A reassessment of psychoanalytic education: Controversies and changes. *Int J Psychoanal* 84, 387–403.
- Balint, M. (1948): On the psychoanalytic training system. *Int J Psychoanal* 29, 163–173.
- Balint, M. (1954): Analytic training and training analysis. *Int J Psychoanal* 35, 157–162.

¹¹ Rubinsteins Erfahrungen mit Karl Menninger als Lehranalytiker bleiben ein warnendes Beispiel (siehe Holt 1997, S. 4).

- Balint, M. (1969 [1953]): Analytische Ausbildung und Lehranalyse. In: Ders.: Die Urformen der Liebe und die Technik der Psychoanalyse. Bern (Huber) / Stuttgart (Klett), 287–298.
- Berman, E. (2004): Impossible Training: A relational View of Psychoanalytic Education. New York, New York (Analytic Press).
- Bernardi, R. (2002): The need for true controversies in psychoanalysis: The debates on Melanie Klein and Jacques Lacan in the Río de la Plata. *Int J Psychoanal* 83, 851–873.
- Bruzzone M., Casaula E., Jiménez J. P. & Jordan, J. F. (1985): Regression and persecution in analytic training. Reflections on experience. *Int J Psychoanal* 12, 411–415.
- Cooper, A. M. (1988): Our changing views of the therapeutic action of psychoanalysis: Comparing Strachey and Loewald. *Psychoanal Quart* 57, 15–27.
- Cooper, A. M. (2008): American psychoanalysis today: A plurality of orthodoxies. *J Amer Acad Psychoanal* 36, 235–253. Hier zitiert nach dem pdf-Dokument: <http://internationalpsychoanalysis.net/2008/07/26/american-psychoanalysis-today-a-plurality-of-orthodoxies/> (gesehen am 17. 10. 2011).
- Cremerius, J. (1989): Lehranalyse und Macht. Die Umfunktionierung einer Lehr-Lern-Methode zum Machtinstrument der institutionalisierten Psychoanalyse [Training analysis and power. On turning a method into an instrument to exert institutionalized power]. *Forum Psychoanal* 3, 190–223.
- Eizirik, C. L. (2006): Psychoanalysis as a work in progress. *Int J Psychoanal* 87, 645–650.
- Ermann, M. (1993): The training of psychoanalysts and the analyst's sense of responsibility. *Int Forum Psychoanal* 2, 37–43.
- Flexner, A. (1910): Medical Education in the United States and Canada. New York (Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching).
- François-Poncet, C. M. (2009): The French model of psychoanalytic training: Ethical conflicts. *Int J Psychoanal* 90, 1419–1433.
- Freud, A. (1971): The ideal psychoanalytic institute: A utopia. *Bull Menninger Clin* 35, 225–239.
- Freud, A. (1983): Some observations. In: Joseph, E. D. & Widlöcher, D. (Hg.): The identity of the psychoanalyst. Monogr. 2, 257–263. IPA, New York (International Universities Press).
- Freud, S. (1910c): Die zukünftigen Chancen der psychoanalytischen Therapie. *GW* 8, 104–115.

- Freud, S. (1912e): Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. GW 8, 376–387.
- Freud, S. (1926e): Die Frage der Laienanalyse. GW 14, 209–286.
- Freud S (1930c): Geleitwort. GW 14, 570–571.
- Gabbard, G. O. (1995): Countertransference: The emerging common ground. *Int J Psychoanal* 76, 475–485.
- Gilman, S. L. (2006): Psychoanalysis and medicine in the time of Freud and Brill: Commentary on Richards. *J Am Psychoanal Ass* 54, 379–387.
- Hanly, C. (2009): Presidential message. IPA-Electronic-Newsletter (n. 8 dec. 2009).
- Heimann, P. (1950): On Counter-Transference. *Int J Psychoanal* 31, 81–84.
- Heimann, P. (1968): The evaluation of applicants for psychoanalytic training – the goals of psychoanalytic education and the criteria for the evaluation of applicants. *Int J Psychoanal* 49, 527–539.
- Heimann, P. (1969): Postscript to „Dynamics of transference interpretations“ (1955/1956). In: Tonnesmann M. (Hg.) (1989): *About children und children-no-longer*. Collected papers 1942–80, Paula Heimann. London, New York (Tavistock/Routledge), 252–261.
- Heimann, P. (1977): Further observations on the analyst’s cognitive process. *J Am Psychoanal Ass* 25, 313–333.
- Heimann, P. (1978): Über die Notwendigkeit für den Analytiker, mit seinen Patienten natürlich zu sein. In: Drews, S., Klüwer, R., Köhler-Eisker, A., Krüge-Zeul, M., Menne, K. & Vogel, H. (Hg.): *Provokation und Toleranz*. Festschrift für Alexander Mitscherlich zum 70. Geburtstag. Frankfurt/M. (Suhrkamp), 215–230.
- Holt, R. R. (1997): Editor’s introduction: The life and work of Benjamin Bjorn Rubinstein. In: Ders. (Hg.) (1997): *Psychoanalysis and the Philosophy of Science: Collected papers of Benjamin Bjorn Rubinstein*. New York (International Universities Press), 1–21.
- Jiménez, J. P. (2009): Grasping psychoanalysts’ practice in its own merits. *Int J Psychoanal* 90, 231–248.
- Joseph, E. D. & Widlöcher, D. (Hg.) (1983): *The identity of the psychoanalyst*. *Int Psychoanal Ass*, monograph series. New York (International Universities Press)
- Kächele, H. & Thomä, H. (2000): On the devaluation of the Eitingon-Freud model of psychoanalytic education. *Int J Psychoanal* 81, 806–808.
- Kächele, H., Schachter, J., & Thomä, H. (2009): *From psychoanalytic narrative to empirical single case research*. London/New York (Routledge).

- Kandel, E. (1999): Biology and the future of psychoanalysis: A new intellectual framework of psychiatry revisited. *Am J Psychiat* 156, 505–524.
- Kappelle, W. (1996): How useful is selection? *Int J Psychoanal* 77, 1213–1232.
- Kernberg, O. F. (1986): Institutional problems of psychoanalytic education. *J Am Psychoanal Ass* 34, 799–834.
- Kernberg, O. F. (1992): Authoritarianism, culture, and personality in psychoanalytic education. *J Int Assoc History Psychoanal* 5, 341–54.
- Kernberg, O. F. (1996): Thirty methods to destroy the creativity of psychoanalytic candidates. *Int J Psychoanal* 11, 1031–40.
- Kernberg, O. F. (2000): A concerned critique of psychoanalytic education. *Int J Psychoanal* 81, 97–120.
- Kernberg, O. F. (2001): Some thoughts regarding innovations in psychoanalytic education. *IPA Newsletter* 10, 6–9.
- Kernberg, O. F. (2006): The Coming Changes in Psychoanalytic Education. Part I. *Int J Psychoanal* 87, 1649–1673.
- Kernberg, O. F. (2007): The Coming Changes in Psychoanalytic Education. Part II. *Int J Psychoanal* 88, 183–202.
- Kernberg, O. F. (2008): Discussion. *Psychoanal Inq* 28, 387–394.
- King, P. (1989): Paula Heimann's quest for her own identity as a psychoanalyst: An introductory memoir. In: Tonnesmann, M. (Hg.) (1989): *About Children und Children-no-longer. Collected papers 1942-80, Paula Heimann*. London/New York (Tavistock/Routledge), 1–9.
- Klauber, J. (1972): On the relationship of transference and interpretation in psychoanalytic therapy. *Int J Psychoanal* 53, 385–391.
- Knight, R. P. (1953): The present status of organized psychoanalysis in the United States. *J Am Psychoanal Ass* 1, 197–221.
- Lambert, M. J. (Hg.) (2004): *Bergin and Garfield's Handbook of Psychotherapy and Behavior Change*. 5. Aufl. New York/Chichester/Brisbane (Wiley).
- Lasky, R. (2005): The training analysis in the mainstream Freudian model. In: Geller, J. D., Norcoross, J. C., Orlinsky, D. E. (Hg.) (2005): *The Psychotherapist's own Psychotherapy. Patient and Clinician Perspectives*. Oxford (University Press), 15–26.
- Levy, S. T. (2004): Our literature. *J Am Psychoanal Ass* 52, 5–9.
- Levy, S. T. (2010): Psychoanalytic education then and now. *J Am Psychoanal Ass* 57, 1295–1309.

- Lockot, R. (2010): DPV und DPG auf dem dünnen Eis der DGPT. *Psyche – Z Psychoanal* 64 (12), 1206–1242.
- Lothane, H. (2007): Ethical flaws in training analysis. *Psychoanal Psychol* 24, 688–696.
- Luborsky L. & Spence D. P. (1978): Quantitative research on psychoanalytic therapy. In: Garfield S. L., Bergin A. E. (Hg.) (1978): *Handbook of Psychotherapy and Behavior Change*. 2. Aufl. New York (Wiley), 331–368.
- Luyten, P., Blatt S. J. & Corveleyn, J. (2008): Bridging the gap between psychoanalytic research and practice: How, when and why? *Psychologist-Psychoanalyst* 28, 7–10.
- Lyon, K. A. (2003): Unconscious fantasy – its scientific status and clinical utility. *J Am Psychoanal Ass* 51, 957–967.
- Margolis, M. (2001): The American Psychoanalytic Association: A decade of change. *J Am Psychoanal Ass* 49, 11–25.
- Mergenthaler, E. & Kächele, H. (2009): The Ulm Textbank. In: Kächele H., Schachter, J. & Thomä, H. (2009): *From Psychoanalytic Narrative to Empirical Single Case Research*. London/New York (Routledge), 300–351.
- Money-Kyrle, R. E. (1956): Normal countertransference and some of its deviations. *Int J Psychoanal* 37, 360–366.
- Morris, J. (1992): Psychoanalytic training today. *J Am Psychoanal Ass* 40, 1185–1210.
- Rees, E. (2007): Thinking about psychoanalytic curricula: An epistemological perspective. *Psychoanal Quart* 76, 891–942.
- Reik, T. (1976): *Hören mit dem dritten Ohr*. Hamburg (Hoffmann & Campe).
- Richards, A. D. (2006): The creation and social transmission of psychoanalytic knowledge. *J Am Psychoanal Ass* 54, 359–378.
- Rosenfeld, H. (1972): Postscript. Discussion of Dr Klauber's paper on the relationship of transference and interpretation in psychoanalytic theory. In: Rosenfeld, H. (1972): *A Critical Appreciation of James Strachey's Paper on the Nature of the Therapeutic Action of Psychoanalysis*. *Int J Psychoanal* 53, 460–461.
- Rosenfeld, H. (1987): *Impasse and Interpretation: Therapeutic and Anti-Therapeutic Factors in the Psychoanalytic Treatment of Psychotic, Borderline, and Neurotic Patients*. New Library of Psychoanalysis. London (Tavistock).
- Roth, P. (2008). Introduction. In: Roth P. & Lemma A. (Hg.) (2008): *Envy and gratitude revisited*. London (Karnac), 1–18.
- Sandell, R., Blomberg J., Lazar A., Carlsson J., Broberg J. & Schubert, J. (2000): Varieties of long-term outcome among patients in psychoanalysis and long-term psychotherapy: A

- review of findings in the Stockholm outcome of psychoanalysis and psychotherapy project (Stoppp). *Int J Psychoanal* 81, 921–942.
- Schafer, R. (1985): Wild analysis. *J Am Psychoanal Ass* 33, 275–299.
- Schafer, R. (2009): Recent and contemporary Kleinians. Rosenfeld in retrospect: Essays on his clinical influence (Review). *J Am Psychoanal Ass* 57, 991–998.
- Simons, R. C. (2003): The lawsuit revisited. *J Am Psychoanal Ass* 51, 247–271.
- Shakow, D. (1962): Psychoanalytic education of behavioral and social scientists for research. In: Masserman, J. H. (Hg.) (1991): *Science and psychoanalysis*. No. 5, New York (Basic Books), 146–161.
- Seidel, R. G. (2006): Do cultural differences affect training or have all analysts, across cultures, been trained equally since 1920? *Int J Psychoanal* 87, 247–250.
- Spillius, E. B., Roth, P., Rusbridger, R. (Hg.) (2007): *Encounters with Melanie Klein: selected papers by Elizabeth Spillius*. New York (Routledge).
- Steiner, J. (2009): A personal review of Rosenfeld's contribution to clinical psychoanalysis. In: Steiner, J. (Hg.) (2009): *Rosenfeld in Retrospect. Essays on his Clinical Influence*. London (Routledge), 58–84.
- Strachey, J. (1934): The nature of the therapeutic action of psychoanalysis. *Int J Psychoanal* 15, 127–159, reprinted: 50, 275–292.
- Target, M. (2001): Some issues in psychoanalytic training: An overview of the literature and some resulting observations. Presented at: The 2nd Joseph Sandler Research Conference, University College London, March 10th.
- Target, M. (2002): Psychoanalytic models of supervision: Issues and ideas. Presented at: European Psychoanalytic Federation Training Analysts' Colloquium, Budapest, November.
- Thomä, H. (1991a): Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse. Ein Plädoyer für Reformen (I). *Psyche – Z Psychoanal* 45 (5), 385–433.
- Thomä, H. (1991b): Idee und Wirklichkeit der Lehranalyse. Ein Plädoyer für Reformen (II). *Psyche - Z Psychoanal* 45 (6), 481–505.
- Thomä, H. (1993): Training analysis and psychoanalytic education: Proposals for reform. *Ann Psychoanal* 21, 3–75.
- Thomä, H. (2004): Ist es utopisch, sich zukünftige Psychoanalytiker ohne besondere berufliche Identität vorzustellen? *Forum Psychoanal* 20, 133–157.
- Thomä, H. (2009): Transference and the psychoanalytic encounter: International Forum of Psychoanalysis 18 (4), 1–13.

- Thomä, H. & Kächele, H. (1985): Lehrbuch der psychoanalytischen Therapie. Bd.1: Grundlagen. Berlin/Heidelberg/New York/Tokyo (Springer).
- Thomä, H. & Kächele, H. (1999): Memorandum on a reform of psychoanalytic education. IPA News 8, 33–35.
- Tuckett, D. (2005): Does anything go? Towards a framework for the more transparent assessment of psychoanalytic competence. Int J Psychoanal 86, 31–49.
- Wallerstein, R. S. (2003): The history of lay analysis: Emendations. J Am Psychoanal Ass 51, 273–282.
- Wallerstein, R. S. (2007): The optimal structure for psychoanalytic education today. A feasible proposal? J Am Psychoanal Ass 55, 953–984.
- Wallerstein, R. S. (2009a): Psychoanalysis in the university: A full-time vision. Int J Psychoanal 90, 1107–1121.
- Wallerstein, R. S. (2009b): What kind of research in psychoanalytic science? Int J Psychoanal 90, 109–133.
- Welch, B. & Stockhamer N. (2003): The lawsuit from the plaintiffs' perspective. J Am Psychoanal Ass 51, 283–300.
- Zimmer, R. B. (2003): Reassessment of Psychoanalytical Education: Controversies and Changes. Int J Psychoanal 84, 143–150.